

Die Kapitel beginnen mit einem geographischen und einem historischen Überblick, um dann die verschiedenen Tätigkeitszweige der Chinesen in jenen Gebieten — der Bauern, der Jäger und Fallensteller, der Fischer, der Schenschen-Sucher, Branntweinbrenner, Opiumraucher, Glücksspieler und Räuber — zu schildern. Besonders interessant sind die ins einzelne gehenden, auf bisher unbekanntem Material beruhenden Untersuchungen über die eigene Verwaltung und Justiz, die die Chinesen in jenen Gebieten unter sich durchgeführt haben; — ein neues Schlaglicht auf

die organisatorischen Fähigkeiten dieses Volkes auch in seinen äußersten Ausläufern. Zum Schluß verspricht sich der Verfasser von den nach dem Kriege abgeschlossenen Verträgen, „die der menschlichen Vernunft und dem Wunsche der Völker nach friedlicher Arbeit entgegenkommen“, Segen für die Bewohner dieser Länder. Möge er recht behalten! Es sei nicht vergessen, auf die ganz vorzüglichen Illustrationen hinzuweisen, die Interessantes und Anschauliches in sehr guten Reproduktionen wiedergeben.
Hm.

ZU DEN ABBILDUNGEN

Im allgemeinen ist das einzige Gebiet monumentaler Plastik, auf dem die Chinesen sich mit andern Völkern messen können, seit etwa einem Jahrtausend nur noch das buddhistische. Moderne Aufklärer und Bilderstürmer tun daher unrecht, die großartigen Leistungen ihrer Vorfahren zu zerstören. (Auch die Hellenen haben sehr viel Götterstatuen hinterlassen!) Der Konfuzianismus ist auf dem Gebiet der Plastik unschöpferisch. Wie sehr Chinesen aber für Skulptur begabt sind, dafür mögen die vier Abbildungen zu unserm Kapitel über die Götter Zeugnis ablegen. Sie entstammen einer künstlerisch erstklassigen Serie von 28 Göttern (Dschu Tiën) aus dem Kloster Da Hui Si bei Peking. Die Figuren sind etwa zweieinhalb Meter hoch, aus Lehm modelliert und in kräftigen Farben bemalt. Der Name des Künstlers ist unbekannt, vermutlich ist es ein unbekannter Handwerksmeister bester Tradition. Die Zeit dürfte Ende Ming sein. Das Kloster ist (1896?) abgebrannt. Die Halle mit den Göttern ist alles, was übriggeblieben ist.

Abbildung 17. Der Drachenkönig. Geleidet in kaiserliche Gewänder, den Hut mit den Perlenschnüren auf dem Haupte. Mit ganz besonderer Eindringlichkeit hat hier der Künstler die Mischung des Tierisch-Drachenhaften mit dem Menschlich-Göttlichen gestaltet. Die dämonisch-kräftigen Hände hielten ursprünglich das Szepter.

Abbildung 18. Der Kaiser des Mondpalastes mit den seinem Rang zukommenden Gewändern, in der Hand ein (etwas beschädigtes) Szepter. Der Fürstenhut trägt in

der Mitte die weiße Scheibe des Mondes. Auch diese Figur ist wiederum von ganz besonderer Eigenart, nämlich der Typus eines vornehmen jungen Chinesen, die Händchen fein und empfindsam, alles etwas abgerundet — seelisch im Gleichgewicht. (Den Gesichtsausdruck dürfen wir nicht von unserem Rassenempfinden aus als blasiert auffassen, er ist vielmehr der Ausdruck fester, selbstbewußter Ruhe.)

Abbildung 19. Von ganz anderer Art ist Märici, die Göttin des Lichtstrahls. Gekrönt und geschmückt wie ein Bodhisattva steht die vollerblühte Jungfrau da. Die drei Häupter sind dreiäugig. Ihr zorniges Gesicht blickt nach ihrer rechten Seite, das Schweinshaupt (alles nach chinesischem Geschmack durch Verkleinerung abgeschwächt) nach der linken. Hinter der Krone ist verborgen der vierte Kopf, das Buddhahaupt. Von den acht Armen haben drei ihre Geräte verloren, bei dreien sieht man noch das „Haus der Kostbarkeiten“, die Fangschlinge, den Wurfdiskus. Man beachte den hellen rosigen Teint des nordindischen Typus und die wundervoll ausgeführten schlanken Hände und langen Nägel. (Ein Vergleich der Gesichter und Hände der einzelnen Typen unserer Abbildungen ist äußerst lehrreich).

Abbildung 20. Der Götterkönig Brahmā. Die unendliche Erfahrung, die er während seines ein Weltalter dauernden Lebens macht, drückt sich auch in der Weisheit seiner Gesichtszüge wundervoll aus. Trotz seines hohen Alters faßt er das Szepter mit fester Hand.

E. R.